

Mein Jenseits – Risse in der Vernunft Kommentare zu Martin Walser, Mein Jenseits.

Margit Eckholt

Nachdenken über das, was das Jenseits ist, setzt dann ein, wenn die Jahre nicht mehr gezählt werden, wenn Zeit stillgestellt wird. So macht es Augustin Feinlein, Chefarzt der Psychiatrischen Klinik in Scherblingen, irgendwo in der Landschaft Oberschwabens, die sich sanft von Donau, Schwarzwald und Schwäbischer Alb Richtung Bodensee hinneigt. Seit längerem ist er nun dreiundsechzig Jahre, weiter zählt er nicht und wann er begonnen hat, mit dem Zählen aufzuhören, will er auch nicht sagen. (19) Zum Jenseits kann sich äußern, wer wie Feinlein in einem Alter ist, in dem der Mensch „allmählich komisch“ (11) wird und „Mödeln“ (17) hat, Verschrobenheiten, wie die Bauern in seinem Heimatort Letzlingen sagen. Da kann man dann beginnen, von Dingen zu sprechen, die in einer Welt der glatten Oberflächen, der rationalen Logik und der ach so vernünftigen Alltagsplausibilitäten Herausforderungen für die Vernunft sind, und das, was Jenseits ist, stellt wohl die heftigste Herausforderung für die Vernunft dar. Ein Kampf, den Feinlein kämpft.

Vielleicht ist Feinlein komisch geworden, vielleicht. Vernunft hat einen Riss, lässt etwas durch vom Unerklärlichen, vom Unsagbaren, die Regeln naturwissenschaftlichen und rationalen Denkens werden hier aufgebrochen, und in diesem Riss wird dann etwas durchsichtig von dem, was „Jenseits“ ist – jenseits rationaler Kategorien, jenseits alltäglicher Plausibili-

täten, jenseits der Meinungen der sogenannten guten Leute, jenseits des guten Tons. Da kann dann ein Silvesterabend einen solchen Verlauf nehmen, dass lange unterdrückte Rivalitäten offen zutage treten, der Neid auf den jüngeren Kollegen, der beruflich mit anderen Methoden arbeitet, der privat mehr Erfolg bei den Frauen hat, sich mit den Sekretärinnen gut steht, unterhaltsam ist und blendend auftreten kann. Da kann dann kurz vor dem alljährlichen großen Fest des Blutrittes die Reliquie, die in der Klosterkirche seit vielen Jahren aufbewahrt wird, entwendet werden und im Schrank des barocken Arbeitszimmers von Augustin Feinlein landen, aber da ist einer ja komisch geworden, wahrscheinlich nicht mehr zurechnungsfähig, es sind seine „Mödeln“, und er wird dann selbst in die psychiatrische Klinik eingewiesen und der Riss, der durch die Vernunft geht, wird hier „versorgt“.

Martin Walser hat eine Novelle über das „Unerklärliche“ im Leben geschrieben. Das Unerklärliche ist gerade das Jenseitige – jenseits der glatten Oberflächen, der lächelnden Gesichter und der scheinbar heilen Welten. In der Psychiatrie werden die behandelt, die nicht so vernünftig scheinen, dass sie in die Gesellschaft passen und sich im Alltag alleine bewegen können, sondern die offensichtlich mit einem Riss in der Vernunft leben. Bei ihnen scheint er offensichtlich, er muss „gekittet“ werden. Das „Jenseits“ der Vernunft darf sich nicht bemerkbar machen. Aber gibt es nicht genug Dinge im Leben, die auf diese Risse in der Vernunft hinweisen? Und sind dies nicht die alltäglichsten Dinge, des privaten und des beruflichen Lebens, wie bei Augustin Feinlein die Rivalitäten des Berufsalltags oder die nicht erfüllte Liebe?

Das „Jenseits“ des Augustin Feinlein hat bereits in jungen Jahren begonnen, auch wenn er es erst jetzt, „komisch“ geworden, so benennen kann. Es war die Begegnung mit Eva Maria, seiner großen Liebe, die den Grafen Wigolfing, einen seiner Patienten aus der Assistenzarzt-Zeit heiratet, dann, nach dessen Tod, den achtzehn Jahre jüngeren Arzt und Gegenspie-

ler von Feinlein, Dr. Bruderhofer. Und doch kommen Postkarten von Eva Maria bei Augustin Feinlein an, zunächst, nach der Ehe mit Graf Wigolfing, mit dem Text „Ich werde dich immer lieben“, dann, am Tag der Hochzeit mit Dr. Bruderhofer, mit den beiden Worten „In Liebe“. Gerade nicht vernünftig und unerklärlich und die Vernunft mit Rissen durchziehend, die ein „Jenseits“ der Vernunft durchscheinen lassen, das ist die Liebe. Raum für das Unerklärliche. Jenseits der Vernunft, Augustin Feinleins Jenseits. Eva Maria entscheidet sich für einen anderen Mann, und doch bleibt sie da, die Liebe. Die Sehnsucht. Aber so ganz einfach ist es nicht. Es ist Liebe, es ist Hass, es ist Verzweiflung, Eifersucht, es ist ein Wegschauen, wenn das Leben an Augustin Feinlein „vorbeigeht“ (74). Das „In-Liebe“ und „In-Liebe-Leben“ muss erlernt werden, und so gibt es da noch eine andere Jenseits-Geschichte des Augustin Feinlein. „In Liebe“: das heißt, glauben lernen. „Glauben lernt man nur, wenn einem nichts anderes übrig bleibt. Aber dann schon.“ (66). „... die Bedingung, die allein den Glauben produziert, heißt Aussichtslosigkeit. So lange noch etwas möglich ist, glaubt man nicht. Unmöglichkeit kann man nur mit dem Glauben beantworten. Not lehrt Glauben. Der Hochsprung. Von der Schwere geschleudert. Ans Firmament. Es küssend, erwachst du. Schäm dich nicht.“ (76)

Augustin Feinlein arbeitet an einem Ort und in Gemäuern, die in früheren Zeiten Heimstatt eines der großen ober-schwäbischen Klöster waren, und einer seiner Vorfahren, Reichsprälät Eusebius Feinlein, war der letzte Abt von Scherblingen, in stürmischen Zeiten der Säkularisierung. Er hat, in der Hochblüte der Aufklärung, der Vernunftzeit, eine wissenschaftliche Abhandlung zu den Reliquien verfasst. Scherblingen bewahrt eine der Heiligblutreliquien auf, alljährlich am Tag nach dem Fest Christi Himmelfahrt findet der Blutritt statt, die Reliquie wird in einer Monstranz in der Prozession durch die Stadt getragen, von Reitern, von Wallfahrern und Musikkapellen begleitet. Gerade diese Frömmigkeitsformen

des Katholischen sind doch einer der großen Stachel im Fleisch des neuzeitlichen Vernunftmenschen, Reliquien, gar vom Kreuz und Blute Jesu Christi, das ist nicht plausibel zu machen, das ist nicht wissenschaftlich beweisbar. Das kann nur geglaubt werden. Aber ist solcher Glaube nicht Aber-Glaube, Illusion und Verdummung des Menschen? Der Chefarzt Feinlein hat begonnen, sich mit den Studien seines Vorfahrs zu beschäftigen und eine eigene Abhandlung dazu zu verfassen. Die Reliquie wird zu dem, was sie ist, durch den Glauben der Menschen, hat der geschrieben. „Kann eine Reliquie falsch sein? Nein. Sie wird ja erst durch den Glauben geheiligt beziehungsweise echt ... Glauben heißt, Berge besteigen, die es nicht gibt. Musik gäbe es ja auch nicht, wenn man sie nicht mache. Glauben, was nicht ist, dass es sei.“ (58). Dieser Glaube, das ist der größte Stachel der Vernunft, „jenseits“ der Vernunft, sein Jenseits. Das wird Augustin Feinleins größter Kampf, dass es ein solches Jenseits gibt und dass Glaube und Nicht-Glauben doch gar nicht so weit auseinander liegen. „Himmel und Hölle existieren, ohne dass wir daran glauben. So das meiste. Es existiert, ohne dass wir daran glauben. Aber wir glauben ja daran. Ganz von selbst. Unwillkürlich. Wenn es den Himmel gäbe, könnten wir nicht daran glauben. Erst wenn uns auffällt, dass wir daran glauben, merken wir, dass wir nicht daran glauben. Aber dieses Nicht-glauben unterscheidet sich kein bisschen vom Glauben. Das ist EINE Art von Gefühl oder Existenz. Immer unterschieden vom Wissen.“ (78/79)

Da ist etwas Unerklärliches, die Heiligblutreliquie, Himmel und Hölle, und die Menschen glauben. Ist er widervernünftig, dieser Glaube? Kann nicht glauben, wer Vernunftmensch ist, und hört zu glauben auf, wer zu denken beginnt? Das größte Paradox: „Du glaubst, was nicht ist. Dann ist es.“ (38)

Augustin Feinlein entwendet die Strahlenmonstranz mit der Blutreliquie, versteckt sie in seinem Arbeitszimmer in der

ehemaligen Prälatur, sicher ein verrücktes Tun, das Tun eines kauzigen Alten, und der Blutritt findet statt, mit einer anderen Reliquie. Für Feinlein könnte dies der Beginn wahren Glaubens sein, eines Glaubens, der die Vernunft ernst nimmt und von dieser ernst genommen wird. „Wissen, dass das Blut nicht echt ist, aber glauben, dass es echt sei, das wäre das, was die Reliquie zu einem unvergänglichen Schatz machen würde.“ (107). Aber die Verantwortlichen sagen nichts, sie versäumen diese Chance.

Augustin Feinlein hat sein Jenseits entdeckt, er hat glauben gelernt. „IN LIEBE. BIS BALD.“ (108). Wie sind die Geschichte seiner unglücklichen Liebe und seiner Reliquienforschung miteinander verbunden? Wie bricht „sein“ Jenseits durch?

Walser ist zurückhaltend, er ist kein Theologe, der die Schrifttexte interpretiert, der sich auf die theologische Tradition bezieht und einen Offenbarungstraktat vorlegt. Es ist ein literarisch inszeniertes Jenseits, „mein Jenseits“, verwoben in die Liebesgeschichte des Augustin Feinlein, verwoben mit dem, was in seinem Herzen und auf seinem Herzen liegt und sein Leben begleitet. Es gibt da eine Reise nach Italien, nach Rom, mehrfach von Feinlein unternommen, in der Basilika San Agostino zieht ihn immer wieder aufs neue ein Gemälde von Caravaggio an, die Madonna dei Pellegrini, eine wunderschöne Maria mit Kind, vor der ein junges Paar kniet, ein Mann, eine Frau, zwei arme, einfache Menschen, die sich barfuß auf den Weg zur Madonna gemacht haben, ihre Füße vom Staub der Straße gezeichnet. Caravaggio hat in seinem unnachahmlichen Stil die sich einander zuneigenden Gesichter herausgearbeitet, die Aufmerksamkeit der Madonna, wie sie sich dem Paar zuneigt, die Anbetung der beiden jungen Menschen, Gesichter, die von Glauben, Liebe und Hoffnung sprechen, eine Beziehung ist zwischen Maria und dem jungen Paar aufgebaut. Martin Walser legt mit dieser zentralen Szene der Novelle keine theologische Piste aus, die in das Geheimnis

christlichen Glaubens führt, aber eine ästhetische Piste. In der Zuneigung der Gesichter, in der Beziehung zwischen den Betern und Maria bricht etwas durch von der Sehnsucht nach Erlösung, von Glauben, Hoffnung und Liebe, von dem Vertrauen, dass Leben möglich ist. Augustin Feinlein selbst ist nach der Reise befreit von dem Liebesschmerz, der auf ihm lastet. Er hadert weniger, Hass und Rivalität schwächen sich ab, die Sehnsucht verliert ihr Ziel, sie ist einfach nur noch da, es ist die Erfahrung des In-Liebe-Seins, auch wenn die Wünsche des Mannes Augustin Feinlein nicht in Erfüllung gehen und seine Eva Maria andere Männer heiratet, wenn nicht das oberflächliche Happy End – Heirat, Kinder, Familie – seines ist. Caravaggios „Madonna dei Pellegrini“ erschließt ihm das „IN LIEBE“, öffnet die Spur für das In-Liebe-Sein, das Jenseits, das Leben ist. Das ist das, was entscheidend ist: In-Liebe-Leben, ewiges Leben. Jenseits. Und es führt ihn in die Spur des Glaubens. Beziehungsweise die Spur des Glaubens, die er auf den Gesichtern der Madonna dei Pellegrini und des jungen Paares entdeckt, führt ihn in die Spur der Liebe. Die Spur des Glaubens, die die Spur der Liebe und der Hoffnung ist. Das Jenseits von Augustin Feinlein: „IN LIEBE ist mein Jenseits. Glauben, was nicht ist. Dass es sei.“ (80). Das ist dann Leben, ein Leben, das „Jenseits“ des Alltags durchbricht, wenn Unerklärliches Raum erhält. Ein Jenseits, das „eine andauernde Leistung“ (37) ist, Leben. „Wenn man aus irgendeinem Grund erschöpft ist, stellt es sich nicht ein. Dann ist man reglos, wehrlos, leblos, also nicht so lebendig, dass das Sterben zur Anregung werden möchte. Man wird da weder vernichtet noch nicht vernichtet. Man verdämmert und hechelt vielleicht. Aus der Tiefe rufen wir ... Das Jenseits aber ist ein Schrei. Wenn du wieder Luft hast. Die gewöhnliche Enge hat sich aufgelöst. Anstatt befriedigt oder weise oder dankbar zu ersticken, tust du wieder alles, um Luft zu kriegen. Und kriegst Luft. Soviel Luft wie du brauchst für den Jenseits-Schrei.“ (37)

Glaube, Liebe, Hoffnung, das sind die größten Risse in der Vernunft, und doch setzen sie die Vernunft nicht aus. Augustin hat die Blutreliquie entwendet, er will seinen Gegnern gerade dadurch deutlich machen – und das sieht er als seinen größten Sieg –, dass sie nicht echt sein muss, damit Glauben ist, er ist hier der Wissenschaftler, der Aufklärer, der Chefarzt der Psychiatrie, und kann doch eine Abhandlung über Reliquien verfassen, das muss ihn nicht der Lächerlichkeit preisgeben. Der Blutritt hat stattgefunden, auch mit einer anderen Reliquie, Menschen haben geglaubt, das Unerklärliche kann man stehen lassen und doch ein vernünftiger Mensch sein. Glauben und Vernunft schließen sich nicht aus, Glauben und Nicht-Glauben sind zwei Seiten einer Medaille. „Glauben, dass etwas sei. Glauben an was es nicht gibt. Dass es sei. Warum glauben wir? Weil uns etwas fehlt. Ein Vorfahr von mir hat gesagt: Glauben heißt Berge besteigen, die es nicht gibt. Ich will Ihnen etwas sagen, was Sie begreifen. Gott. Ja? Gäbe es Gott, könnten wir nicht von ihm sprechen. Dann gäbe es das Wort nicht. Das Wort gibt es, weil es ihn nicht gibt. Ja? – Andererseits. – Hören Sie, bitte, genau zu. – Wenn es Gott nicht gäbe, könnte man nicht sagen, dass es ihn nicht gibt. Wer sagt, es gebe ihn nicht, hat doch schon von ihm gesprochen. Eine Verneinung vermag nichts gegen ein Hauptwort ... Es ist schön, etwas zu glauben. Auch wenn's nie für lange gelinge. Manchmal nur eine Sekunde, und weniger als eine Sekunde. Aber eine Sekunde Glauben ist mit tausend Stunden Zweifel und Verzweiflung nicht zu hoch bezahlt. Glauben lernt man nur, wenn einem nichts anderes übrig bleibt. Aber dann schon.“ (112/113)

Augustin Feinlein kann man sich – vielleicht – als einen glücklichen Menschen vorstellen. Er hat gelernt, dass es eine Sehnsucht gibt, die einfach da ist, die kein Ziel hat, die unerklärlich ist. „Es gibt eine Sehnsucht, die nichts von sich weiß. Erst wenn man sich ihr überlässt, erfährt man, wohin sie einen haben will.“ (44). IN LIEBE – das heißt, in die Bewegung

eintreten, die die Sehnsucht ist, das ist Leben. „Mein Jenseits“.

Martin Walsers Novelle hat diese Sehnsucht zum Thema, die Unerklärlichkeit, das Paradox von Glauben und Vernunft. Glauben ist wie die Liebe etwas, das Vollzug, Bewegung, Leben ist, es gibt ein Im-Glauben-Sein, wie es ein In-der-Liebe-Sein gibt, und das ist das „Jenseits“, das Martin Walser vorstellt, ein ganz persönliches Jenseits, „mein“ Jenseits. Walser ist kein Theologe, will es nicht sein, überschreitet auch nicht die Grenzen hinein in ein theologisches Sprachspiel. So kann er auch nicht vom „Jenseits“ abstrakt sprechen, es kann nur „sein“ Jenseits, „Mein Jenseits“, sein. Die literarische Form führt in eine Lebensgeschichte ein, die von Professor Augustin Feinlein, Chefarzt einer psychiatrischen Klinik, die Geschichte seines Lebens, seiner Liebe, seine Geschichte mit Eva Maria, mit Dr. Bruderhofer, dem ewigen Rivalen, mit all' denen, die sein Leben berühren. Das „Jenseits“, um das es Walser geht, ist ein Jenseits, das sich in der Spur des Lebens abzeichnet, wie die Liebe ist es nicht einfach da, sondern wächst mit dem Unerklärlichen der Lebensgeschichte. Vielleicht ist er „komisch“ geworden, der Augustin Feinlein, und kann erst dann diese Geschichte erzählen, er hat dann die Entschuldigung, er muss ja nicht ernst genommen werden, es sind alles nur „Mödeln“, die ihn umtreiben, seine Geschichte mit Eva Maria, mit den Reliquien, mit der Caravaggio-Madonna, er ist ja nur ein komischer Kauz. Gerade in dieser ironischen Brechung bricht Walser eine Lanze für die Vernunft, er ist der Aufklärer, und führt doch das Wort für den Glauben. Er legt mit dieser Novelle eine Parabel auf den Glauben, die Liebe und die Sehnsucht vor, eine Parabel vom Unerklärlichen, von „Gott“. Martin Walser will mit seiner Novelle nicht eine bessere Theologie vorlegen, das ist eine Gefahr bei manchen Literaten und Ästheten der Gegenwart, Ästhetik wird nicht gegen den „intellectus fidei“ ausgespielt. Aber Walsers Text gibt der Theologie zu denken. Die Theologin hat die Aufgabe,

„das“ Jenseits im Blick auf die Texte der Tradition, die biblischen Texte, die systematisch-theologische Entfaltung der Offenbarungstheologie zu erschließen: dass „das“ Jenseits einen Namen hat, IN LIEBE, das ist das Mysterium des Gottes Jesu Christi, der Liebe Gottes. Sie muss es aber auch in die Gegenwart übersetzen und in die Geschichten der Menschen hinein erden. Das Jenseits „ist“ das Licht des Weihnachtsmorgens und das Licht der Auferstehung, das den Alltag des Menschen durchleuchtet, auch wenn es nicht gesehen wird, und immer wieder neu gilt es zur Suche anzuregen, wie sich dieses „Jenseits“ inkarnieren kann in den Geschichten der Menschen. Wie Glauben und Leben wieder zusammen passen. Hier ist das Gespräch mit literarischen Texten wie denen Martin Walsers hilfreich. Literatur ist die fiktive Umsetzung solcher „Inkarnationen“. Martin Walsers Jenseits ist das des aufgeklärten Menschen, Glaube und Liebe setzen die Vernunft nicht außer Kraft, aber sie weisen auf das „Jenseits“ der Vernunft hin, auf die Risse in der Oberfläche eines rationalistischen Vernunftbegriffs. Sein Jenseits ist sicher auch des älteren Menschen, der sich selbst, indem er Augustin Feinlein als den älteren Kauz stilisiert, den „komisch“ gewordenen Menschen, zurücknimmt, gerade darin der Vernunft den Raum gibt, der offen ist für das Unerklärliche. Das ist auch im Leitmotiv zu Beginn der Novelle ausgedrückt, das Martin Walser Jakob Böhme entnommen hat:

„Wer es verstehen kann, der verstehe es.

Wer aber nicht, der lasse es ungelästert und ungetadelt.

Dem habe ich nichts geschrieben.

Ich habe für mich geschrieben.“